In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 121 | Posen, den 29. Mai 1929 | 3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(18. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Ob sie außerhalb war? Besorgungen machte? Oder bei ihrer Mutter? Bei Bekannten? Aber dann wußte er's doch, dann sagte sie Bescheid. Oder hinterließ Bescheid.

Nein, nein — das war's nicht, das alles nicht. Aber was denn —? Was denn —? Und plötzlich schrak er zusammen, befiel ihn eine Angst, eine unheimliche Angst, als ob — als ob . . .

Er zog die Tür hinter sich zu — schnell, eilig, hastig — trat wieder auf den Gang, ging ins Eßzimmer zurück, setzte sich an seinen Platz, nahm die Birne, die mitten über dem Tisch hing. Das Mädchen trat ein, in schwarzer Tracht, weißer Haube, blieb im Hintergrund stehen.

„Anna, wo ist denn meine Frau?"

Achselzucken. „Ich weiß nicht. Die gnädige Frau ist doch heut' morgen mit dem Herrn fortgegangen."

„Und ist nicht zurückgekommen?"

„Nein, bis jetzt nicht —"

„Und hat auch nicht angerufen —?"

„Nein. Angerufen hat niemand. Vielleicht ist die gnädige Frau draußen —?"

„Ja — natürlich — selbstverständlich — wir müssen uns falsch verstanden haben — ich werde gleich draußen anfragen. Danke schön —"

Er sagte es ganz ruhig, wie etwas Gleichgültiges, Nebensächliches — wunderte sich selbst über den Ton seiner Stimme, daß er das fertig brachte — zeigte keine Erregung, beherrschte sich mit aller Gewalt. Daß das Mädchen nur nichts ahnte, nichts merkte. Und fühlte doch, wie seine Hände zitterten, seine Lippen trocken wurden, wie alles Blut ihm aus dem Gesicht wich, sein Herz sich zusammenkrampfte.

Bis die Tür ins Schloß fiel. Da brach es hervor — aus tiefster Brust —, ein dumpfer, tierischer Laut —, und sein Kopf sank vornüber, und sein Körper fiel zusammen.

Sie war fort. —

Er saß da, regungslos, ohne sich zu rühren, stierte ins Leere — und hatte nur einen Gedanken. —

Sie ist fort. —

Immer nur den einen Gedanken: sie ist fort — —

Er stand auf, ging in sein Zimmer, schloß sich ein, warf sich in seinen Sessel, vergrub den Kopf in die Hände, schluchzte auf. —

Was war geschehen, um Gottes willen, was war geschehen? Heut früh waren sie fortgegangen — beide zusammen — nach dem Theater, um sich zu verabschieden, allen noch einmal die Hand zu geben. Wer weiß, wann, ob man sich wiedersah? Unten das Restaurant war voll, wimmelte. Alles durcheinander. Hier eine Gruppe und da eine Gruppe. Und er hatte sich beeilt, um schnell hinauszukommen, schnell zurück zu sein. Und hatte sich umgesehen, sie gesucht, bis er sie schließlich fand — da stand sie — etwas abseits — mit — mit dem Italiener, der auf sie einsprach — leise, hastig, leidenschaftlich, wie ihm schien — und sie still, blaß vor ihm. — —

Warum hat er das ruhig mit angesehen? Das geduldet? War zu ihnen getreten, höflich, liebenswürdig, und hatte gesagt, was er zu sagen hatte? Warum war er nicht dazwischen gefahren —? Hatte sie auseinandergerissen —? Hatte seine Frau mit sich genommen —? Ein Schwächling war er — ein Feigling —, weiter nichts!

Und blind obendrein, als ob er eine Binde vor den Augen trug! Hätte er das nicht ahnen können? Voraussehen müssen? Manchmal war's ihm gewesen — wie ein greller Blitz, der aufleuchtet und alles erhellt — wenn sie zusammenstanden, auf der Bühne, hinter den Kulissen, im Unterhaltungzimmer. Ein Argwohn wollte in ihm aufsteigen, ein dunkler Verdacht. — Aber nein — nein — Unsinn! — Torheit! — Er konnte es nicht glauben!

Was war an diesem Menschen?

Sein Nebenbuhler, Kapellmeister wie er — schön wie ein Gott, ja! Und Künstler durch und durch — ja, auch das! Zugegeben! Aber ein Teufel, wild, jähzornig, zügellos, liederlich. Kannte sie ihn so wenig? Wußte sie das nicht?

Und trotzdem! Trotz alledem!

Er blieb auf — die ganze Nacht —, wie sollte er Schlaf finden! Er ging umher wie im Traum, wie gestört. Und am nächsten Morgen, in aller Frühe, fuhr er davon — hinauf aufs Land. Und blieb da, für sich allein. Niemand sah ihn, er sah niemand. Schloß sich ab, vergrub sich. Und wartete — wartete —, hätte Jahre gewartet, bis sie wiederkam. Sie mußte wiederkommen . . .

Und sie kam wieder. Nach kurzer Zeit. Stand eines Abends in der Tür. Wie eine Erscheinung. Plötzlich, unerwartet. Weiß wie eine Tote.

Ein einziger Laut, und er glitt aus dem Ledersessel, in dem er die ganzen Tage kauerte, wankte auf sie zu und zog sie an sich, ohne ein Wort, ohne Frage. Und sie an seinem Herzen schluchzte auf, daß es ihm in die Seele schnitt. Und er führte sie, setzte sich in den Sessel, nahm sie auf den Schoß, und als ihre Tränen rannen, wurde er weich, und sie weinten zusammen . . .

Er wollte nichts wissen, nichts hören. Was lag daran! Sie war da — er hatte sie wieder! War glücklich, daß er sie wiederhatte, und wollte nichts mehr.



Aber sie ließ nicht nach, konnte nicht schweigen. Sie mußte ihr Herz erleichtern, mußte frei werden von dem, was ihr so schwer auf der Seele lag. Und sie bekannte ihre Schuld,

ihre Schmach — mit bebenden Lippen —, voll Scham und Reue.

Sie war nicht bei Sinnen gewesen, wußte nicht, wie es gekommen war, wie es kommen konnte. Er hatte sie betört, sie behext mit seinen schwarzen Augen, seinen schönen Worten, daß sie ihm gefolgt war, willenlos, in einer Stunde der Schwäche, und er — —! Wie er sie hatte — —!

„Ein Tier," schrie sie auf, „ein Tier!" und schlug die Hände vors Gesicht.

Und da — entsetzt, angeekelt —, da war sie geflohen, bei Nacht und Nebel, auf und davon —, da hatte es sie zurückgetrieben zu ihm, mochte geschehen, was da wollte, und wenn er sie nicht wieder aufnahm, wenn er sie von sich stieß, denn verzeihen konnte er ihr nicht.

„Nein — nein!" wimmerte sie, „das kannst du nicht — niemals."

Er antwortete nicht. Drückte ihren Kopf an sich, küßte ihr das Haar. „Laß," sagte er leise, „laß. Sprich nicht mehr davon! Wir wollen nie mehr davon sprechen, hörst du? Wir wollen vergessen — vergessen."

Sie glaubte es nicht, zweifelte, schüttelte den Kopf. Ob er das vermochte? Das über sich brachte? Treubruch, Betrug — war es nicht das Schwerste, Bitterste, was ein Weib einem Manne antun kann? Einem Manne, der sein Weib liebt? Denn sie wußte, daß er sie liebte, wie ein Mensch nur lieben kann.

Aber er hielt Wort, rührte nie daran, sprach nie mehr davon. Als ob es nie geschehen, nie gewesen wäre. Wie er gesagt hatte: es war vergeben und vergessen!

Ihr war vielmehr, als sei er zarter, gütiger, liebreicher denn je. Als habe er seine Aufmerksamkeit, seine Rücksicht verdoppelt. Als sei sie eine Leidende, Kranke, die besonderer Schonung und Fürsorge bedürfe.

Und als sie das erfuhr, sah sie ihren Mann mit andern Augen — in anderem Licht. Als ob sie ihn bislang verkannt hätte und täte den ersten Blick in sein Inneres, als erschiene er ihr zum erstenmal, wie er in Wirklichkeit war.

Was er an ihr tat, wie er an ihr handelte — war das nur Schwäche? Nur unmännliche Weichheit? Nicht auch Güte und Edelmut? Offenbarte das nicht eine Stärke des Gefühls, eine Kraft der Liebe, die über das gewöhnliche menschliche Maß hinausging? Eine stille Seelengröße, die Böses mit Gutem vergelten konnte?

Das hatte sie nicht erwartet, nie kennengelernt. Und nun sah sie es, erlebte es. Sie selbst. Und ein Gefühl der Dankbarkeit überkam sie, erfüllte ihr Wesen und brachte sie dem Mann nahe, dem sie angehörte. Wie hatten sie gelebt? — Miteinander? — Nein. Nebeneinander. Ohne sich zu finden. Ohne eins zu werden.

Und wer hatte die Schuld? — Sie! Ja! Sie allein!

Denn solange sie denken konnte, hatte sie nur sich gesehen, nur ihr eigenes Wohl und Wehe im Auge gehabt, ihre Laufbahn, ihr Fortkommen, ihre Zukunft. Was galt daneben? Hatte sonst noch Wert? Nichts, nichts auf der Welt.

Aber nun fühlte sie, daß sie nicht allein war, allein durchs Leben ging. Daß jemand neben ihr stand, der nicht nur Pflichten hatte, sondern auch Rechte, nicht nur zu geben, sondern auch zu empfangen hatte. Der sein Teil von ihr verlangen konnte, wie sie von ihm.

Und so war ihr Sinnen und Trachten, wieder gutzumachen, was sie gefehlt, nachzuholen, was sie versäumt hatte. Und hatte sie bis jetzt auf ihren Mann herabgesehen, so sah sie jetzt zu ihm auf; hatte er sie gesucht, so suchte sie ihn; hatte sie sich in ihrem Leben nur mit sich beschäftigt — eigenwillig, selbstsüchtig, ehrgeizig —, so beschäftigte sie sich jetzt mit ihm. Mit seinen Plänen, Wünschen, Hoffnungen. Sie saß mit ihm zusammen, besprach mit ihm seine Arbeiten, stand am Klavier und sang seine Lieder, während er begleitete.

Und sie fühlte, welche Freude sie ihm machte, wie seine Stimmung sich hob, neue Kräfte sich in ihm regten. War es Verständnis, Anregung, Ermunterung, die er brauchte? Vielleicht. Ueber ihn kam eine Lust, zu schaffen, wie er sie lange nicht gespürt hatte.

Und sie erfüllte eine Befriedigung, die sie nicht kannte, die ihr etwas Köstliches war. Sich einmal selbst vergessen und für einen andern bedacht sein, sich einmal selbst aufgeben und in einem andern aufgehen — welch reiner, ungetrübter Genuß!

So wurde sie eine andere. Eine reife, verstehende Frau...

Wo waren die wilden Stürme, die sie einst erfaßt, sie geschüttelt und gerüttelt, die sie fast entwurzelt hatten? Wo die Leidenschaften, die sie zu verzehren drohten? Die Glut, die in ihr lohte und brannte? Es war, als ob ein Ausbruch, ein plötzlicher, furchtbarer Ausbruch sie befreit hatte von allem, was zum Ueberschäumen in ihr gärte und kochte — jenes schreckliche Ereignis, an das sie nur mit Grauen und Entsetzen denken konnte...

Und nun war Ruhe in ihr, Frieden und Ruhe. Die große Stille nach dem Sturm . . .

Und nun wollte sie das letzte tun: von der Bühne gehen, der Bühne entsagen — für immer.

Sie saßen in seinem Zimmer, Seite an Seite in dem tiefbraunen Ledersofa, in einem Band Gedichte blätternd, als sie ihm das sagte. Er blickte auf, sah sie an, als verstände er nicht. Was wollte sie?

Er lächelte, schüttelte den Kopf, streichelte ihre Hand. „Warum denn? Aber Sibylle, liebe Sibylle — nein, das sollst du nicht — das ist ein Opfer — das will ich nicht."

Es ist kein Opfer, Werner."

„Doch — doch! Du tust es mir zu Gefallen — mir zu Liebe."

„Und wenn ich das täte — warum nicht? Aber das ist es nicht allein — ganz gewiß nicht — glaub mir! Ich kenne mich, weiß, was ich kann. Mag meine Stimme sein, wie sie will — schön, ja — aber für ein großes Haus reicht sie nicht aus — wird sie nie ausreichen. Meine Lehrerin hat's mir immer gesagt — du weißt ja — so viel sie sonst von mir hält — hat mir immer zum Lied geraten, zum kleineren Raum — und ich hab nicht gehört — war auf die Bühne versessen. Aber nun seh ich's allmählich ein — sie hat doch recht, und darum möchte ich's tun. Was meinst du?"

Werner zögerte, wiegte den Kopf, wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

Aber sie drang in ihn, bat: „So sag doch — was meinst du?"

Wenn sie seine Ansicht hören wollte — ganz offen — ja, das meinte er auch, sie sei die geborene Liedersängerin. Aber das habe er nicht gesagt, für sich behalten, weil er ihr nicht zu nahe treten, ihr nicht weh tun wollte. Und sie hätte es ja doch nicht geglaubt — ihm nicht — hätte auf ihrem Kopf bestanden, wäre dabei geblieben. Ja — ja — er kannte sie. War's nicht so?

Und sie mußte es wohl zugeben. So war sie gewesen.

Aber er konnte ihr nur zuraten, freute sich über ihren Entschluß. Auch noch aus einem andern Grund. Und nun sie einmal davon sprachen, wollte er ganz offen sein, wollte beichten.

Ihm war es nicht recht gewesen, gar nicht lieb, daß sie bei der Bühne war. Und bei der Bühne blieb. Auch als seine Frau. Nachdem sie sich geheiratet hatten . . .

Sie war erstaunt, überrascht. Das hatte er ja nie gesagt, nie erwähnt — mit keinem Wort. Und sie — hatte es nicht geahnt, war nie auf den Gedanken gekommen. Und warum war's ihm nicht recht? Warum liebte er es nicht?



Er stand auf, ging im Zimmer umher — in einer gewissen Verlegenheit — als ob er nicht recht mit der Sprache heraus wollte, als würde ihm das Geständnis nicht ganz leicht.

(Fortsetzung folgt.)

Johns Rache.

Von Max Hoffmann.

Bill Gould und die junge Frau hielten sich gerade fest umschlungen und tauschten einen langen Kuß, als die Tür aufgeschlossen wurde. Rasch fuhren sie auseinander, Mary ließ sich in die Kissen des Armsessels fallen und ergriff mit zitternden Händen ein Buch — da trat John Random ein.

Ob er etwas gesehen hatte? Bill lugte über das aufs Geratewohl aufgeschlagene Buch verstohlen nach seinem Gesicht. Aber der Freund schaute sich harmlos und zufrieden um.

„Guten Abend!" sagte der Hausherr mit seiner tiefen, vollen Stimme. „Nun? Habt ihr euch die Zeit vertrieben? Was Hübsches gelesen? Recht!" Er setzte sich zu ihnen und dann erzählte er, daß es nun gewiß bald wärmer werden würde und daß dann die Arbeit auf dem Felde beginnen könne. Da gäbe es wieder tüchtig zu tun. Er lehnte sich dabei behaglich zurück und rieb sich vergnügt die großen, harten Hände. — Bill atmete erleichtert auf. Kein Zweifel, sein Freund hatte nichts gesehen. Hätte er sonst so unbekümmert dasitzen und so ruhig plaudern können?

Unwillkürlich mußte Bill seine eigene zierlich schmächtige Figur mit dem kräftigen Körper und den muskulösen Gliedern dieses blonden Hünen vergleichen. Das Ergebnis fiel nicht zu seinen Gunsten aus. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß seine Eleganz und seine geistige Ueberlegenheit den Sieg bei Frau Mary davongetragen hatten, so daß diese ihn ihrem Gatten vorzog. Und ein etwas spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund, als er jetzt das Wort ergriff. „Du möchtest wissen, was wir gelesen haben? Ich habe deine Frau mit einigen zeitgenössischen Dichtern bekanntgemacht. Sie kennt ja rein gar nichts!"

„Schrecklich!" fiel sie lebhaft ein. „Man versauert ganz in dieser weltabgeschiedenen Gegend."

John Random zuckte mit den Achseln. „Ja, liebes Kind, das ist eben nicht anders. Du mußt nur Geduld haben. Warst doch damit einverstanden, daß ich mir diese Farm in Kanada kaufte. Na, laß nur gut sein! Eine zehn Jahre, dann habe ich's geschafft, und wir können uns niederlassen, wo wir wollen." — „Zehn Jahre!" wiederholte sie vorwurfsvoll. „Da kann man schon alt und grau sein." — Er lachte. „Du gewiß nicht! Und Langeweile hast du doch auch nicht. Kommt nicht Bill Gould oft genug aus der Stadt herüber, um dir die Zeit zu vertreiben?"

Sie verzog ihren rosigen Mund, als wenn ihr gar nicht viel daran gelegen wäre. — Bill Gould sah nach der Uhr. „Bereits neun. Ich muß mich verabschieden, um den Zug auf der Station noch zu erreichen." — John Random erhob sich sofort. „Es ist eine wundervolle Nacht", sagte er bedächtig. „Werde dich ein Stück begleiten." Er griff in die Tasche und holte seine Shagpfeife hervor und begann sie zu stopfen.

„Pfui, was für ein böser Mann!" schmollte Frau Mary. „Kaum eingetreten, muß er schon wieder hinaus. Willst du denn deine kleine Frau ganz allein lassen?" Sie wandte ihr Gesicht zum Kuß nach ihm, und er streifte flüchtig ihre Stirn mit seinen Lippen . . .

Es war eine kühle, klare Nacht; hell flimmerte das Heer der Sterne am wolkenlosen, dunkelblauen Himmel. Auf der hartgefrorenen Erde klapperten ihre Fußtritte. John Random hatte sich fest in seinen Pelz gewickelt, den Rockkragen emporgeschlagen und schritt mit großen Schritten stumm vorwärts. Bill Gould mußte weit ausgreifen, um neben ihm zu bleiben. Schon wollte er ihn bitten, etwas langsamer zu gehen, er habe noch Zeit; aber eine gewisse Scheu hielt ihn davon zurück.

Plötzlich machte John halt, erhob seine beiden mächtigen Fäuste und ließ sie mit furchtbarer Gewalt auf Bills Schultern fallen, der unter der Wucht zusammenbrach, während ihm der Schreck die Kehle zuschnürte. John kniete auf ihm, preßte seinen Kopf gegen die Erde, knebelte und band ihn. Er schleppte ihn nach den Schienen und legte ihn so, daß sein Nacken gerade darauf zu liegen kam. Dann erhob er sich langsam, zog seine Uhr heraus und sagte bedächtig: „In dreißig Minuten kommt der Zug." Bill, der durch den unerwarteten Ueberfall völlig gelähmt worden war, kam durch die eisige Kälte des Stahls, der ihm wie ein Messer im Nacken saß, wieder zu sich. Bei den Worten Johns wurde ihm das Entsetzliche seiner Lage im vollen Umfange klar. Es überlief ihn abwechselnd heiß und kalt. Die Todesangst gab ihm Kraft. Mit ungeheurer Anstrengung zog er den Hals von den Schienen, krümmte sich zusammen und schnellte sich ein Stück fort. Aber der schreckliche Gegner ergriff ihn sogleich wieder, legte ihn an die alte Stelle und band die Enden des Stricks an den Riegel der Schienen. „So! Nun versuch's noch einmal!"

Bill lag wie ein Lamm auf der Schlachtbank, für das es kein Entrinnen gibt. Nirgends Hoffnung. Unter seinen geschlossenen Augenlidern quollen dicke Perlen heißer Tränen hervor. Der andere ließ einen verächtlichen Laut hören. „Tränen, Bill? Bist doch sonst 'n mutiger Kerl! Hast ja sogar verstanden, mich bei ihr auszustechen!" Wie gern hätte der Daliegende diese Tränen unterdrückt, die gegen seinen Willen Zeugen seiner Schwäche waren! Aber sie flossen weiter und sickerten über seine Wangen zur Erde. Er lag ganz still, da er die Aussichtslosigkeit, sich zu befreien, erkannt hatte. Und ihm kam die grauenhafte Vorstellung, wie die Lokomotive und die Wagen über ihn weggehen und sein Haupt zu einer gräßlichen, blutigen Masse zermalmen würden. Seine Pulse begannen fieberhaft zu klopfen, sein Herz schlug wie ein Hammer, und er fühlte zitternd, wie der Wahnsinn nahte. Sterben, sofort sterben war nichts gegen die unsägliche Marter der Erwartung. Es kam ihm vor, als wenn er schon stundenlang so daliege.

„Noch zwanzig Minuten, Bill!" — Die Worte klangen wie aus weiter Ferne. Er versuchte zu sprechen; nur ein heiseres Röcheln kam aus seiner brennenden Kehle. Und immer wieder quälte ihn die Vorstellung von seinem zerquetschten Kopf. Dazu gesellte sich noch körperlicher Schmerz. Die Kälte der hartgefrorenen Erde drang ihm bis ins Mark und der Strick schnürte sich wie glühender Draht in die Glieder. Bill versuchte zu schreien, doch der Knebel hinderte ihn daran. John Randoms tiefe Stimme rief ihn wieder zu sich: „Bill, noch zehn Minuten!"

Ein glühender Strom der Verzweiflung und der Wut ergoß sich durch seine Adern. Dazu gesellten sich Zorn und Haß gegen Frau Mary, gegen dieses sündige Weib, durch das er sich so leicht hatte verführen lassen. Er sollte sein Leben für ein Weib lassen, für ein ganz gewöhnliches Weib, das er nicht einmal wirklich liebte! War sie nicht schuldiger als er? Warum lag sie nicht neben ihm mit denselben Schauern der Furcht und des Entsetzens?

„Noch fünf Minuten, Bill!" —

Aus der Ferne wurde ein dumpfer Ton hörbar. Es war wie das Summen einer großen Fliege, es wuchs, schwoll brausend an, die Schienen begannen zu erzittern, und dann war es wie ein Rauschen des im Sturm rollenden Meeres. Ein zischendes Ungestüm stieß einen gräßlichen Schrei aus und raste mit leuchtenden, weitgeöffneten Augen, die größer und größer wurden, heran.

Bill starrte gelähmt nach diesen funkelnden Augen. Das war sein Ende. Oh, leben! Nur leben! Auf den Knien wollte er seinen Freund um Verzeihung bitten, sein Knecht wollte er werden und für ihn arbeiten wie ein Sklave. Ach, nichts, nichts konnte das Ungetüm in seinem eisernen Galopp aufhalten. Er versuchte die Augen zu schließen; es gelang ihm nicht, sie waren hypnotisiert auf jene beiden strahlenden Kugeln gerichtet. War die Lokomotive nicht schon über ihm? Die Räder drehten sich donnernd, goldene Tropfen regneten aus dem Aschenkasten. Er sah sich als Kind, als Jüngling, und in wilder Hast zogen alle Jahre und Tage seines verflossenen Lebens an ihm vorüber . . .

Der Lokomotivführer und der Heizer hatten durch den betäubenden Lärm des dahinbrausenden Zuges einen Schrei gehört, der ihnen für einen Augenblick das Blut erstarren ließ. Gleichzeitig sahen sie die Schatten zweier Männer neben der Strecke, und dann war alles in Nacht getaucht.

Der Zug war verschwunden. John Random richtete Bill Gould gerade, den er in der letzten Sekunde von den Schienen weggerissen hatte. Der Befreite starrte ihn gedankenlos an. Dann wandte er sich um und stürzte mit dem Geschrei eines Wahnsinnigen, der sich verfolgt wähnt, von dannen.

Edison sucht einen Thronerben!

Der große Zauberer von Menloo-Park sucht einen Nachfolger! So berichten die Blätter in Amerika. Charles A. Edison, der Sohn des großen Erfinders, gibt in der amerikanischen Presse bekannt, daß sein Vater einen jungen Mann suche, der ihm auf dem Gebiete seiner Erfindungen zunächst Mitarbeiter und später Erbe sein solle. Es scheint die Wahl aber auf Amerika beschränkt zu sein. Denn die Gouverneure und Distriktskommissare der Vereinigten Staaten sind von Edison aufgefordert worden, je einen Kandidaten zu nennen, die zur Prüfung bei ihm vorgelassen werden.

Man darf gespannt sein, was das Land, das an Rekorde gewöhnt ist, in diesem Wettbewerb zeigen wird!

Der Flieder blüht!

Jetzt braucht man nicht in die Ferne zu schweifen, um die Schönheit der Natur kennenzulernen, denn sie offenbart sich jetzt überall und ist Eigentum all derer, die sich in ihr ergehen und an ihrer Pracht berauschen.

O, nicht länger darfst du klagen,
Banges, zagendes Gemüt,
In der Schöpfung Maientagen,
Wenn der Flieder duftend blüht!

Der Frühling hat seinen Höhepunkt erreicht, wenn der Flieder blüht. Zaghaft erst hat er begonnen, seine Dolden zu entfalten, aber wir wissen, daß er uns bald überall, in Gärten, Anlagen, auf Friedhöfen, auf Wegen und Stegen entgegenleuchten wird. Die Fülle der Blüten, die der Fliederbaum zur Schau trägt, ist unerschöpflich: kaum ein Zweig bleibt leer, dicht drängt sich Traube an Traube, die den Baum mit ihrem Blau oder Weiß überfluten —, die Blumenbüsche von türkischem, persischem und französischem Flieder zwischen den schönen herzförmigen Blättern ragen auf, die im Frühling zuerst erscheinen und als Dauerlaub bis in den Spätherbst bestehen bleiben. Den reichsten Blumenschmuck trägt der Gipfelzweig, während von den unteren Aesten der Fliederstöcke die Blüten bis ins Gras oder aufs Erdreich niederhängen —, ein entzückender Anblick, der je länger währt, je länger die Temperatur — kühl ist. Es ist bekannt, daß sich das Ausströmen des Duftes je nach der Einwirkung der Temperatur stärker oder geringer geltend macht. Am intensivsten sendet der Flieder — ebenso wie andere blühende Sträucher — sein Aroma nach einem Gewitterregen bei ozonhaltiger Luft aus, die ja an und für sich ein vorzüglicher Duftträger ist.

Der Flieder ist ungefähr seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Mitteleuropa bekannt. Der gewöhnliche, violettblaue Flieder wächst in Ungarn, im nördlichen Balkangebiet und im Orient. Zur Zeit der Kreuzzüge ist er bei uns eingeführt worden.

Was wäre unser deutscher Frühling heute ohne diesen Wunderbaum? Wenn er überreiche Pracht über Stadt und Land ausschüttet, so nehmen wir es als ein glückverheißendes Wahrzeichen, daß auch die anderen Bäume und Sträucher in diesem Jahr mit reicher Fruchtbarkeit gesegnet werden. So sei denn willkommen, köstlicher Flieder! Verschöne mit deinem köstlichen Blau und Weiß und Rot Stadt und Land, Gassen und Straßen, und laß unser Herz froh werden bei deinem Anblick und deinem erlesenen Duft.

Versprechungen billig wie Brombeeren...

Die in aller Welt geltende, alte Erfahrung, daß vor den Wahlen die Versprechungen billig sind wie Brombeeren, hat kürzlich in Paris anläßlich der großen Werbung für die Gemeinderatswahlen ein Juxbold in köstlicher Weise wahrgenommen, um einem ganzen Stadtteil für einen Tag Unterhaltungsstoff zu geben. Der Spaßmacher, ein Hauseigentümer, ließ ein Meter lange Plakate drucken, die er an seinem Wohnhaus anklebte und auf denen zu lesen stand: „Die Augen auf, Bürger! Wählt nur mich! Ich stelle alles bisher Dagewesene auf den Kopf! Wenn ich im Gemeinderat sitze, dann wird das Steuerzahlen genau so abgeschafft wie das Regenwetter. Ich werde das Faulenzen zur Pflicht machen. Wer aber trotzalledem zu arbeiten wagt, wird eingesponnen und in ganz verzweifelten Fällen hingerichtet. Jeder Bürger hat pro Monat Anspruch auf mindestens sechs Paar Anzüge und sechs Paar Schuhe und obendrein auf eine monatliche Rente von 5000 Franken. Die einzige Arbeit, die dem Bürger noch verbleiben wird, ist die Leistung der Unterschrift, daß er alles prompt und sauber vom Gemeinderat empfangen hat. Wer mich aber nicht wählt, der wundere sich nicht, wenn er auch in Zukunft nicht von seinen Fesseln loskommt . . .“

Die Stadt ohne Autounfälle.

In Spanien erging durch Primo de Rivera ein außerordentlich scharfer Erlaß für Autofahrer, der bereits den Erfolg hatte, daß in Madrid seit dem Neujahrstage keinerlei Kraftwagenunfall mehr zu verzeichnen ist. Auf Grund der Verordnung wird jeder Autofahrer, der einen Fußgänger anfährt, ohne nähere Feststellung des Tatbestandes und ohne Ansehen der Person sofort verhaftet. Eine Verletzung des Fußgängers bedeutet für den Fahrer unbarmherzig sechs Jahre Gefängnis, während ein schwerer Unfall, der den Tod des Passanten zur Folge hat, dem Fahrer 12 Jahre Gefängnis bringt. Die Schärfe dieses Gesetzes hat dazu geführt, daß der gesamte Kraftwagenverkehr sich selbstverständlich bedeutend langsamer als bisher abwickelt. Der bislang in den Großstädten rechtlose Fußgänger ist wieder zum Herrn der Straße geworden, und jeder Automobilist hofft, daß trotz der angewendeten Vorsichtsmaßregeln keiner der Fußgänger auf den Einfall kommen möge, ihm in den Wagen zu laufen.

Aus aller Welt.

Mit dem Zeppelin in Toulon. „Unser Zeppelin ist uns ja nun kein Fremder mehr,“ schreibt Max Geisenheyner, einer der Passagiere, dem „Illustrierten Blatt“ aus Toulon. „Ich habe ihn lieb gewonnen, ich habe Vertrauen zu ihm. Ich habe es während der ganzen Reise gehabt, zu ihm und zu seinem Führer. Ich bewundere Dr. Eckeners geniales Können, das sich besonders stark erwies, als wir auf jenen hohen grünen Berg zutrieben und ihm bereits so bedenklich nahe kamen, daß schon Bäume und Felsen zu erkennen waren. Ein paar Kommandorufe, Klingelzeichen, die durch das Schiff gehen, und elegant wie eine Tänzerin setzte der Riesenwalfisch über das gefährliche, beinahe 2000 Meter hohe Hindernis hinweg.“ Sehr schade, daß unser Berichterstatter den Lesern keine Bilder von der Fahrt zeigen kann, sie mußten, weil Toulon ein großer Kriegshafen ist, nach internationalem Brauch vernichtet werden. Dafür werden die Leser durch eine Fülle von Spezialaufnahmen, die nur das „Illustrierte Blatt (Nr. 22) zeigt, überrascht, die ein deutliches Bild von den mutigen Passagieren und der zuvorkommenden Gastfreundschaft der Franzosen geben. Seine aufschlußreichen Artikelserien über das Gesundheits- und Bildungswesen setzt das Blatt mit einem Bilderartikel über moderne Zahnheilkunde fort, der jedem Leser das Gruseln vor dem Zahnarzt nehmen kann. Es muß beinahe ein Vergnügen sein, sich von solch kundigen Händen unter Beihilfe erster wissenschaftlicher und hygienischer Methoden behandeln zu lassen. — Die schöne Frühlingszeit lockt die Menschen auf das Wasser. Das Motor-Kanu wird allen Freunden des Wassersportes bald Gelegenheit geben, sich zu erschwinglichem Preise ein solch munteres und elegantes Wasserpferdchen anzuschaffen und seine freien Stunden im Freien zu verleben. — Entgegen unseren Festlandsgebräuchen beginnt die englische Saison mit dem Mai. Die Bilder zeigen die Wagenanfahrt und die berühmtesten Debütantinnen in ihrer etwas altertümlichen Tracht, in der sie die Ehre haben, der Queen vorgestellt zu werden. Auch die berühmte Tennismeisterin Helen Wills ist dabei. Lustige Kariaturen über den Tonfilm, ein interessanter Reisebericht aus Ostbolivien und Bilder aus aller Welt vervollständigen die reichhaltige Nummer. Das Blatt ist vom Beginn der Woche an zu haben.

Ein „Deutsches Volkstheater“ in Berlin. Das bisherige „Neue Theater am Zoo“ in Berlin wird im September als „Deutsches Volkstheater“ mit Hauptmanns „Armen Heinrich“ eröffnet werden. Eugen Klöpfer wird die Titelrolle spielen. Als zweites Stück soll „Don Carlos“ mit Bassermann als König Philipp folgen; dann kommen Werke von Perutz, Molo und Unruh. Das neue Theater soll sich hauptsächlich durch volkstümliche Preise auszeichnen.

Interessanter als die sogenannten wilden Völker erscheinen uns heute jene Länder, in denen sich eine dünne Schicht von Zivilisation, bestehend aus Automobilen, Telegraphendrähten, Reklame und dem Tand der Kulturen, über den Urzustand legt. Von einer solchen Halbkultur berichtet der Reiseschriftsteller der „Münchener Illustrierten Presse“, Wolfgang Weber, in einem Bilderaufsatz in Nr. 21 dieser Zeitschrift. — Aus dem Inhalt dieses Heftes erwähnen wir noch die Aufnahmen junger Schauspielerinnen, die ihren Weg machen werden, ferner Bilder zum Jubiläum der Wiener Staatsoper und die schönen Aufnahmen aus dem Chorherrenstift von Klosterneuburg. — Neue Architekturen behandeln die Photographien von Berliner Häuserfronten. — Sehr merkwürdig sind in dem gleichen Hefte die Zeichnungen von Felsbildern aus der Frühzeit menschlicher Kultur. — Auch diese Nummer enthält außerdem eine Menge Bilder zur Zeitgeschichte.

Errichtung eines Heine-Denkmals in Düsseldorf. Der Düsseldorfer Oberbürgermeister gibt bekannt, daß sich ein Ausschuß hervorragender Persönlichkeiten aus Amerika, Rußland, England, Frankreich, Schweden und anderen Ländern gebildet hat, der sich mit der Errichtung eines Heine-Denkmals in Düsseldorf beschäftigt. Auch die Deutsche Dichterakademie in Berlin ist beteiligt. Man will demnächst mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit treten, zu dem Heinrich Mann den Vorspruch schreiben wird.

Fröhliche Ecke.

Verkehrsschutzmann: "Zeigen Sie mir Ihren Schein."

Tourist: „Trauschein, Fahrschein, Steuerschein, Zeltkarte, Angelkarte oder Jagdschein? Eva, mach mal den Ausweis-Koffer auf.“

*

„Gestern war ich beim Zahnarzt.“
„Und tut der Zahn noch weh?“
„Ich weiß nicht, er hat ihn dabehalten.“

*

„Schatz, ist es jetzt der psychologische Augenblick, deinen bärbeißigen Vater um deine Hand zu bitten?“

„Jawohl, Geliebter, mach schnell, er hat noch die Pantoffeln an.“